

Bruno Schrep

Nachts ist jeder ein Feind

Wahre Geschichten



HIRZEL

Bruno Schrep
Nachts ist jeder ein Feind

Bruno Schrep

Nachts ist jeder ein Feind

Wahre Geschichten



S. Hirzel Verlag

Ein Markenzeichen kann warenrechtlich geschützt sein, auch wenn ein Hinweis auf etwa bestehende Schutzrechte fehlt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <https://portal.dnb.de> abrufbar.

Jede Verwertung des Werkes außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzungen, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.

ISBN 978-3-7776-2800-4 (Print)
ISBN 978-3-7776-2818-9 (E-Book, PDF)

© 2019 S. Hirzel Verlag
Birkenwaldstraße 44, 70191 Stuttgart
Printed in Germany
Einbandgestaltung: deblik, Berlin unter Verwendung eines Fotos von
Johannes Art, Hamburg
Satz: abavo GmbH, Buchloe
Druck und Bindung: Esser Print Solution, Bretten

www.hirzel.de

Inhalt

„Er war ein guter Mann“	7
Der Täter, der ein Opfer war.....	17
Das vertauschte Leben	29
„Nimm mal die Flossen weg“	41
„Nachts ist jeder ein Feind“	51
Der Skandal, der keiner war	61
Blaue Sternchen	71
Die zwei Leben der Cristina R.....	81
Tragödie an Kasse 4.....	91
Das dritte Auge	101
Todkranke für WG gesucht!.....	113
Eine von 3265	125
Der fremde Sohn	133
Der Kampf um die Eizellen.....	145
Drei Schwestern	153
Erster Akt, Emma.....	153
Zweiter Akt, Lilo	155
Dritter Akt, Hanna	157
Epilog	160
„Es ist eine Sucht“	163
„Das eine verjährt nie“	173
Bildnachweis.....	187



- Nicolae Talianu wenige Wochen vor seinem Tod in Hamburg

„Er war ein guter Mann“

Am 24. April 2018 ist Alexandru Nicolae Talianu in Hamburg gestorben. Der Obdachlose aus Rumänien wurde 32 Jahre alt. Sein Ende erregte kein großes Aufsehen. Niemand vermisste ihn, kaum jemand wunderte sich, dass er nicht mehr bettelnd in irgendeiner Ecke kauerte, still, allein, irgendwie verloren.

Er ist elendig zugrunde gegangen, über Wochen und Monate. In aller Öffentlichkeit, jeden Tag ein bisschen mehr. So lange, bis sein ausgemergelter Körper nicht mehr mitmachte. Zehntausende sind in dieser Zeit an ihm vorbeigegangen, Männer, Frauen, Kinder. Einige steckten ihm ein paar Münzen zu, andere, wenige, beschimpften ihn. Die meisten haben ihn einfach übersehen.

Dabei war Talianu mit riesigen Erwartungen gekommen. Wie Tausende junge Osteuropäer, die nach der EU-Erweiterung von der neuen Freizügigkeit profitierten, suchte er im Westen die Erfüllung seiner Träume: einen gut bezahlten Job, eine eigene Wohnung, ein ganz neues Leben. Und wie so viele dieser Glückssucher, die desillusioniert zurückkehrten oder in der Gosse landeten, ist er brutal gescheitert: an mangelnder Qualifikation, an Selbstüberschätzung, an bürokratischen Hindernissen, an der Sprachbarriere.

„Wenn du kein Deutsch sprichst, hast du null Chancen“, erklärte ihm ein Arbeitsvermittler, den er kurz nach seiner Ankunft nach seinen Aussichten fragte. So schil-

derte es Talianu im Februar, als er in einer Fußgängerzone in Hamburg-Altona auf dem Asphalt hockte, vor sich einen Metallbecher für Kleingeld. Da hatte er seine Zukunftspläne längst begraben. „Ich denke nur noch: Was kriege ich morgen zu essen?“, gestand er resigniert. Sechs Wochen später war er tot.

Geboren wurde Talianu in Oltenița, einer Kleinstadt rund 65 Kilometer südöstlich von Bukarest. Der Ort an der Donau, 25 000 Einwohner, sechs Kirchen, ist in Westeuropa durch grausame Misshandlung und Tötung von Straßenhunden in Verruf geraten. Als Talianu 1986 zur Welt kommt, wird Rumänien noch vom kommunistischen Diktator Nicolae Ceaușescu regiert, das Land ist arm, viele Menschen leben unterhalb der Armutsgrenze, die Angst vor der berüchtigten Geheimpolizei Securitate ist allgegenwärtig.

Ein intaktes Familienleben gibt es nicht. Die Mutter des Jungen arbeitet irgendwo in Italien, der Vater kümmert sich nicht, lässt sich später scheiden. Der kleine Nicolae wächst bei den Großeltern auf, das Geld ist knapp, die Verhältnisse sind eng und bedrückend. Mit zwölf Jahren, er ist gerade mal in der sechsten Klasse, fast noch ein Kind, reißt er aus. Sein Ziel: die Hauptstadt Bukarest. Dort, hat er von älteren Mitschülern gehört, tobt das Leben, gibt es alles, was für einen zwölfjährigen Kleinstadtjungen verboten ist: Alkohol, Drogen, Mädchen. Und jede Menge Freunde.

Er schließt sich einer jener Banden an, die nach der Wende in der Hauptstadt Angst und Schrecken verbei-

ten. Es sind entwurzelte Kinder und Jugendliche, ausgespuckt von einer durch Diktatur und nachfolgendem Chaos zerrütteten Gesellschaft. Waisen, Halbwaisen, Verstoßene. Mittellos, verzweifelt, aggressiv. Teilweise stammen sie aus den berüchtigten Heimen der Ceauşescu-Ära, die Gefängnissen glichen, teils aus zerbrochenen Familien. Sie hausen auf Bahnhöfen und in Kanalschächten, sie klauen, sie betteln, sie prostituieren sich.

Rund 2000 dieser elternlosen Jungen und Mädchen leben Ende der Neunzigerjahre in Bukarest, Talianu ist einer von ihnen. Und wie er haben es die meisten dieser verlorenen Generation später unendlich schwer, sich in der Erwachsenenwelt zu behaupten.

Nicolae Talianu fühlt sich in der Punkszene am besten aufgehoben. Der Junge aus der Provinz lässt sich Löcher in Nase und Ohren stechen, behängt sich mit Metallschmuck, Arme und Oberkörper sind voller Tattoos. Er trinkt viel, er raucht viel, fühlt sich wie ein Erwachsener. Als er 18 wird, weiß er, wie man sich auf der Straße durchboxt. Viel mehr weiß er nicht.

„Wir zogen in Gruppen von Stadt zu Stadt“, erinnert sich Ricu D., der sich zu dieser Zeit mit ihm anfreundet. Von Bukarest nach Transsylvanien, von dort ans Schwarze Meer. Unter den Punkern sei alles geteilt worden: der geschützte Schlafplatz, das Bier, die Drogen, das letzte Geld. „Es war toll und aufregend“, sagt Ricu D., der heute als Obdachloser in Hamburg lebt. Sein Freund Nicolae sei einer der Anführer gewesen, immer vorne-

weg, wenn es etwas zu organisieren oder zu schnorren gab, ein ausgebuffter Überlebenskünstler.

Doch als sich die Gruppe auflöst, als aus Kindern junge Erwachsene geworden sind, ist es mit der Solidarität vorbei, kämpft jeder für sich allein weiter. Nicolae Talianu versucht, Geld zu verdienen. Er steht in Kneipen hinterm Tresen, er dealt, es reicht nicht. Längst ist er durch jahrelangen Drogenkonsum abhängig geworden, weiß nicht, wie er seine Sucht finanzieren soll. Rutscht endgültig ab.

Mit ein paar Kumpels von früher raubt er in Bukarest einen Mann aus. Die Beute ist gering, ein Handy, ein bisschen Bargeld. Das Urteil ist hoch, vier Jahre und neun Monate Gefängnis. Die Richter halten ihn für den Haupttäter, weil er als Einziger über 18 Jahre alt ist, er muss die Strafe absitzen bis zum letzten Tag. Und hat, abgesehen von seiner frühen Kindheit, erstmals einen festen Wohnsitz. Als er entlassen wird, ändert sich alles.

Er nimmt keine Drogen mehr, er trinkt kaum noch, er arbeitet. Er findet richtige Freunde, solche, die ihn nicht zurückziehen in den Sumpf, sondern ihm helfen wollen, die Vergangenheit hinter sich zu lassen. Und er lernt eine junge Frau kennen, Irina, eine Journalistikstudentin. Mit ihr zieht er zusammen, mit ihr plant er ein Leben ohne Suff und Sucht. Fotos aus dieser Zeit zeigen ein glückliches junges Paar, fröhlich, ausgelassen, voller Zuversicht. Erstmals in seinem Leben geht es Talianu richtig gut.

Und doch. Etwas nagt an ihm. Was kann er ihr schon bieten, dieser schönen, intelligenten jungen Frau? Mit

seinen Bildungslücken nach nur sechs Schuljahren, seinen mies bezahlten Hilfsarbeiterjobs, diesem ewigen Geldmangel? Und ist nicht in der EU die Freizügigkeit auch für rumänische Arbeitnehmer in Kraft getreten, für Leute wie ihn?

Nur im Ausland, glaubt er, in Österreich oder Deutschland, liege für ihn die Zukunft. Er hat von hohen Löhnen gehört, von viel besseren Arbeitsbedingungen als in Rumänien, von grenzenloser Freiheit. Da will er hin, da muss er hin. „Ich habe immer wieder versucht, ihn vor den Risiken zu warnen, ihm das auszureden“, erinnert sich Freundin Irina, „ich hatte Angst, dass er dort untergeht. Aber ich konnte ihn nicht aufhalten.“

Weil er als ehemaliger Wohnungsloser keinen Pass besitzt, besorgt er sich von einem Freund gefälschte Papiere. Anfang März 2017 reist er nach Österreich, voller Optimismus, voller Tatendrang. Seiner Freundin schwört er beim Abschied, ihr mit seinem ersten Geld eine Fahrkarte zu kaufen, damit sie so schnell wie möglich nachkommen könne. Sie sieht ihn nie wieder.

Die Ernüchterung folgt schnell. Niemand in Österreich braucht einen jungen Rumänen, der nichts gelernt hat, keinen Führerschein besitzt, kein Wort versteht. Der nur ein paar Brocken Englisch spricht, die er auf der Straße aufgeschnappt hat. Überall wird er abgewiesen: auf Baustellen, auf denen Hilfsarbeiter gesucht werden, bei Vermittlern, die mit ausländischen Arbeitskräften dealen. Weil ihm das Geld ausgeht, er keine Unterkunft mehr bezahlen kann, landet er wieder auf der Straße.

Und klammert sich an eine letzte Hoffnung: In Deutschland, berichten ihm Landsleute, sei alles besser.

Nicolae Talianu schließt sich in einer Zugtoilette ein, reist so im Herbst 2017 von Wien nach Hamburg. Seine einzigen Besitztümer sind ein Zelt, ein Schlafsack und ein altes Handy. Das Zelt errichtet er auf einem Parkplatz am Elbufer, zwischen Wohnmobilen und Lastwagen, der berühmte Hamburger Fischmarkt, auf dem sich jeden Sonntag Tausende Touristen drängen, liegt nur ein paar Meter weiter.

Die Jobsuche, ebenso erfolglos wie in Österreich, gibt er bald auf. Zwecklos. Stattdessen verlegt er sich, wie andere Gescheiterte aus Osteuropa, aufs Betteln. Steht abwechselnd vor Ikea in Altona oder, meistens nachts, auf der Reeperbahn. Ist froh, wenn er mal 30 Euro zusammenbekommt, meist ist es viel weniger, oft auch nichts. Für den Erlös kauft er sich Bier, Marihuana und, wenn das Geld reicht, gestrecktes Heroin, das er sich in die Venen spritzt. Die Sucht, von der er sich mühsam befreit hatte, bestimmt jetzt wieder sein Leben. Seine schlimme Geschichte, die als Straßenkind in Bukarest begann, hat ihn wieder eingeholt.

Zufällig trifft er in einer Fußgängerzone Ricu D. wieder, den alten Freund, mit dem er damals als Punker in Rumänien unterwegs war. Der ist ebenfalls in Hamburg gestrandet, hängt auch an der Nadel, versucht jedoch, sich mit dem Verkauf von Obdachlosenzeitungen durchzuwursteln. Fordert Talianu auf, es ihm gleichzutun, doch der kann sich dazu nicht aufraffen.

Manchmal träumt er trotz allem Elend von einer Familie, von Kindern. Dann ruft er Freundin Irina an. „Ich will nicht so leben“, gesteht er ihr, „was zum Teufel ist mit mir los?“ Doch die junge Frau weiß nicht, wie sie ihm helfen soll. Er tut ihr nur unendlich leid. „Er war ein guter Mann, intelligent und gefühlvoll“, sagt sie später, „aber die Drogen haben ihn zerstört.“ Am Silvesterabend 2017 telefoniert sie zum letzten Mal mit ihm, er wünscht ihr Glück für das neue Jahr. Er sagt: „Ich werde dich immer lieben.“ Sie sagt: „Pass auf dich auf.“

Er sieht jetzt aus wie ein Mann, der sich aufgegeben hat. Zehn Jahre älter, als er tatsächlich ist, ohne eine Spur von Hoffnung im Gesicht. Tiefe Falten auf der Stirn. Weil er kaum noch etwas zu sich nimmt, magert er immer mehr ab. Der Bart wuchert wild, die Haare, die er nicht mehr schneiden lässt, werden schon grau. Die Metallspange, die er sich durch die Nasenscheidewand gesteckt hat, wirkt wie ein Symbol der Selbstzerstörung, tut beim bloßen Hinsehen weh.

Wenn sich Passanten drohend vor ihm aufbauen, ihn auffordern, zu arbeiten oder abzuhauen, hebt der einst gefürchtete Straßenkämpfer von Bukarest nur abwehrend die Hände. „Give me peace“, flüstert er dann, „please give me peace.“

Vom deutschen Staat hat der Wohnungslose nichts zu erwarten, er ist nirgends registriert. Weil er hier nie gearbeitet hat, steht ihm auch keine Stütze zu. Zurück in die Heimat will er trotzdem nicht, derart abgerissen, so am Ende. Er schämt sich für sein Versagen. Die wenigen

Kontakte zu Freunden und Verwandten in Rumänien bricht er ab, er vereinsamt immer mehr. „Ich habe keine Familie“, erklärt er, wenn er danach gefragt wird. An manchen Tagen spricht er mit keinem Menschen.

„Er war ein trauriger Einzelgänger“, erinnert sich die Sozialarbeiterin Ina Eberling von „Stay Alive“, einer Anlaufstelle für drogensüchtige Obdachlose. Die gemeinnützige Einrichtung des Vereins Jugendhilfe ist seine einzige und letzte Zufluchtsstätte: Hier kann er duschen und seine Kleider waschen, hier bekommt er kostenlos neue Spritzen, hier kann er sich in einem Spezialraum ungestört Heroin injizieren. Andere Hilfe, etwa die Aufnahme in ein Entzugsprogramm, lehnt er ab.

Im Frühjahr 2018 wird Nicolae Talianu immer schwächer. Mehrere Einstichstellen haben sich entzündet, offenbar von unsauberem Spritzbesteck. Nur mühsam schleppt er sich vom Zelt zu seinen Bettelplätzen, ein Bild des Jammers, das niemanden interessiert. Einmal wird er von zwei Polizisten kontrolliert. Sie gucken sich seinen Ausweis an, zucken die Achseln, gehen weiter.

An einem Freitag Mitte April bricht Talianu im „Stay Alive“ zusammen, die Entzündungen sind schlimmer geworden. Der Arzt, der ihn versorgt, beschwört ihn, am darauffolgenden Montag wiederzukommen, doch dazu kommt es nicht mehr. Am Sonntagabend trifft ihn Freund Ricu auf der Reeperbahn. Talianu kann nicht mehr sitzen und nicht mehr stehen, nur noch vornüber-

gebeugt hocken. Er geht nur ganz langsam, Schritt für Schritt, wie ein uralter Mann. Er weint vor Schmerzen.

Am Montag wird er in hilflosem Zustand aufgefunden und in die Asklepios-Klinik in Hamburg-Altona eingeliefert, auf die Intensivstation. Sein Körper ist mit Abszessen übersät, die linke Leiste offen. Die Ärzte diagnostizieren eine schwere Blutvergiftung. Sie versuchen viel, aber sie können sein Leben nicht retten. Am Dienstag stirbt er.

Im „Stay Alive“ zünden die Mitarbeiter mehrere Kerzen an, legen ein Kondolenzbuch aus. Über Umwege erfährt die Großmutter, bei der Nicolae Talianu einst als Kind lebte, von seinem Tod. Sie fährt nach Deutschland, holt seinen Leichnam. Und sorgt dafür, dass ihr Enkel in Rumänien bestattet wird.

Der Täter, der ein Opfer war

Das Unheil hat oft lächerlich banale Ursachen. Manchmal genügt es, dass sich Menschen begegnen, die sich nie hätten begegnen dürfen.

Berlin-Reinickendorf, Hechelstraße, Samstagabend 23.20 Uhr. Ein unscheinbarer Mann Mitte vierzig, müde von der Spätschicht heimgekehrt, will schnell noch einen ausgeliehenen Film zur nahegelegenen Videothek bringen. Er zieht seine dunkle Jacke an, streift seine schwarze Wollmütze über, läuft los. Eine halbe Stunde später bekommt er Handschellen angelegt, wird wegen Mordverdachts abgeführt.

Berlin-Reinickendorf, dieselbe Straße, dieselbe Uhrzeit. Drei junge Männer, ausgelassen, voller Adrenalin, sind auf dem Weg in eine Diskothek, freuen sich auf laute Musik, auf Tanzen, auf Mädchen. Lärmend laufen sie nebeneinander her, übermütig, aufgeputscht, auch aggressiv. Eine halbe Stunde später liegt einer von ihnen tot auf der Straße.

Das Zusammentreffen zwischen den Jugendlichen und dem Mittvierziger, von mehreren Zeugen beobachtet, dauert nur wenige Minuten. Zeit genug, um ein Leben auszulöschen und das mehrerer anderer Personen zu ruinieren.

Gerhard P. ist kein leutseliger Mensch. Der gebürtige Berliner, der seit über 20 Jahren allein in einer Zweizimmerwohnung lebt, möchte vor allem eines: in Ruhe gelassen werden. Körpersprache und Gesichtsausdruck

signalisieren: Quatsch mich nicht an, mach mich nicht an, halte Abstand.

Äußerlich erinnert der heute 45-Jährige entfernt an den englischen Fußballprofi Wayne Rooney. Nicht sehr groß, aber muskulös und drahtig. Kurzgeschorene Haare, ein breites, etwas eckiges Gesicht. Doch Gerhard P. ist kein Gewinnertyp wie der Kicker, im Gegenteil. Trotz Realschulabschluss und abgeschlossener Handwerkslehre verdient er nie viel. Als er vor Jahren seinen Posten bei der Berliner Bundesdruckerei verliert, muss er lange nach Ersatz suchen. Zuletzt steht er für eine Sicherheitsfirma als Aufpasser an einer Supermarktkasse, sein Leben ist vom Schichtdienst bestimmt, manchmal geht er ins Kino, oft schaut er zu Hause DVDs.

Beziehungen hat er nur wenige. Vor Jahren war er mal mit einer Frau verlobt, doch das ist lange her. Manchmal, viel zu selten, besucht er die alten Eltern. Selbst gegenüber Nachbarn, die er lange kennt, reagiert er eher misstrauisch. Ein Hallo im Treppenhaus, das war's.

So etwas wie Freundschaft verbindet den spröden Mann nur mit ein paar Kumpels vom Triathlontraining, Extremsportlern wie er selbst. Verbissen schwimmt, radelt und läuft er in seiner Freizeit vor den Defiziten seiner Existenz davon: dem schlecht bezahlten Job, den verpassten Möglichkeiten, den miesen Zukunftsaussichten. Immer mit dem Ziel, wenigstens einmal einen Ultratriathlon in einer passablen Zeit zu schaffen: 3,8 Kilometer im Wasser, 180 Kilometer auf dem Rad,

42,2 Kilometer, die klassische Marathondistanz, auf der Laufstrecke.

Weil sich Krawalle und Schlägereien häufen, auch in seiner Straße öfter die Polizei anrückt, kauft sich Gerhard P., der große Angst vor Überfällen hat, ein sogenanntes Einhandmesser – ein Kampfinstrument, bei dem sich mit einem kurzen Ruck die Klinge ausklappen lässt. Das Mitführen dieser Waffe ist zwar verboten. Trotzdem steckt P. das Messer ein, als er an dem verhängnisvollen Samstagabend seine Wohnung verlässt. Als er die Haustür öffnet, trifft er auf die drei jungen Männer, sie kreuzen seinen Weg.

Max, Benni und Julian sind da längst nicht mehr nüchtern. Um sich für den Besuch der Diskothek Soda-Club in Stimmung zu bringen, haben sie erst mal vorgeglüht. In einem Supermarkt kaufen sie Wodka, Bier und Energy-Drinks, bei Julian rauchen sie dazu Marihuana-Joints, gucken im Fernsehen *Deutschland sucht den Superstar*.

Max, der langaufgeschossene 18-Jährige mit dem schmalen Gesicht, hat nach Angaben von Benni noch eine kleine Tüte Kokainpulver mitgebracht, verteilt das Zeug säuberlich zu feinen Linien auf dem Glastisch, zieht selbst zwei Nasen. Er fühlt sich danach – wie die beiden anderen auch – euphorisch und richtig stark.

Vergessen sind alle guten Vorsätze, die Ermahnungen der Eltern, die Bewährungsauflagen. Denn Max wird bei der Polizei als „Schwellentäter“ geführt, als einer, der kurz vor dem endgültigen Abrutschen in die Kriminali-